

Erschienen in: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik  
- Regeln, Normen, Sprachgebrauch. – Berlin, New York: de Gruyter, 2009. S.  
23-32. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008),  
<https://doi.org/10.1515/9783110217360.1.23>

HANS JÜRGEN HERINGER

## Ist das Deutsche grammatisch zu fassen?

### Abstract

In diesem Beitrag soll es darum gehen, ob wir mit grammatischen Regeln und Beschreibungen die Vielfalt und Komplexität sprachlicher Kommunikation erfassen können, oder bescheidener, wie weit wir das können. Das Exempel, das ich statuieren möchte, befasst sich mit der Frage: Wie lautet der Genitiv komplexer Eigennamen. Oder genauer: komplexer Personennamen. Oder noch genauer: komplexer Personennamen einer gewissen Struktur. Oder noch genauer? Da sind wir schon mitten im Thema.

Ein Beispiel für das Exempel ist:

#### Gedichte Walthers von der Vogelweides

Und das ist so ziemlich die einzige Variante, die im Beitrag nicht mehr vorkommen wird. Letztlich wird es dann darum gehen, wie wir mit der Vielfalt umgehen wollen. Sie darstellen oder ignorieren und verschweigen? Doch zum Ignorieren muss man sie erst mal sehen.

Das Thema wurde mir aufgegeben von der Programmkommission: Ist das Deutsche grammatisch zu fassen? So schön offen. Natürlich hätten mir die Kollegen eine Umformulierung gestattet. Ich empfand es aber als interessante Aufgabe zu schauen, was drinsteckt. Drum fange ich klassisch an: Erschließung des Themas. Was steckt drin?

Zuerst „das Deutsche“: Wo finden wir es, wo könnten wir es fassen? Viele sagen, es sei in unseren Köpfen. Da kommen wir nicht rein. Bestenfalls auf Umwegen. Das Gegenargument gegen die Annahme ist auch bekannt: Wir wissen einfach nicht, was in den Köpfen der Anderen drin ist, eigentlich nicht einmal, was in unserem eigenen ist. Was für Linguisten zählt, ist das Manifeste: Text und Kommunikation.

Das Deutsche ist die vermutete Basis dafür, dass wir uns verstehen. Aber wie weit verstehen wir uns eigentlich. Taugt das Verstehen als Kriterium? Auch die Texte sind natürlich nicht in jedem Sinn manifest. Das Eigentliche, der Sinn eines Textes entsteht ja erst im Verständnis. Also fallen wir letztlich doch auf uns Sprecher zurück. Mit den Texten hätten wir als Linguisten wenigstens eine Basis. Aber diese Basis ist immens. Ich hab mal ausgerechnet, dass es sich, sagen wir mal seit Goethe, der ja bestimmt Deutsch geschrieben hat, um eine Zahl von etwa  $10^{15}$  geäußerten Wörtern handeln könnte. Die Zahl kann ich nicht als Zahlwort aussprechen. Zum Vergleich: Die Mann-

heimer Korpora der geschriebenen Sprache werden zur Zeit mit 3,2 Mrd. Textwörtern beziffert. Also im Bereich hoch neun.

Dann „grammatisch“: Das war sicher nicht so gemeint, als sollte wirklich alles grammatisch gefasst werden. Eher vielleicht die Grammatik. Also: Ist die Grammatik des Deutschen zu fassen? So war es nicht formuliert, aber vielleicht doch gemeint. Leider hat das den Hauch eines Zirkels. Nicht wahr?

Dann: „fassen“. Wie fassen wir gewöhnlich eine Sprache? Wir Linguisten wollen sie natürlich nicht in die Reihe bringen. Wir gehen deskriptiv vor. Also wir beschreiben sie. Sprache beschreiben heißt es oft. Ich denke, so wird geredet. Wie aber geht beschreiben und was setzt es voraus? Das Verb *beschreiben* wird eigentlich prototypisch eher verwendet für Personen, Dinge, Vorgänge, Situationen, Erfahrungen, Erlebnisse. Eigentlich irgend etwas, was vorliegt oder vorgelegen hat. Und am besten ausführlich und detailliert. Natürlich gibt es auch andere Verwendungen und mit einer solchen haben wir es hier zu tun. Was uns vorliegt, sind Texte. Sie gelten für viele nicht als das Deutsche. Aber sie müssten doch die Basis liefern. Und dann könnte gemeint sein, dass wir beschreiben, indem wir in Regeln fassen. Also eine besondere Art der Beschreibung, wie sie für eine Grammatik ja nahe läge. Man muss aus dem Vorliegenden also eine Regel abstrahieren.

Wie viel Vorliegendes braucht man da?

Regeln werden formuliert. Regeln werden ge-er-funden. Dazu legen wir eine Beschreibungssprache fest oder stützen uns einfach auf eine, einen theoretischen Rahmen. Damit legen wir auch schon irgendwie fest, was beschrieben wird. Wie könnten wir feststellen, was uns entgeht? Oder gar, dass wir alles gefasst haben? Wie könnten wir die Fruchtbarkeit des Rahmens von außen beurteilen? Klassisch: durch Vergleich.

Aber die meisten Resultate sind inkommensurabel. Im Grunde stellt sich nicht nur die Frage, wie wir Güte und Brauchbarkeit der Beschreibungssprache beurteilen können. Letztlich würde sich auch das Metasprachenproblem stellen. Wenn wir unsere Aufgabe so verstünden, dass wir das Deutsche grammatisch vollständig erfassen wollten, dann bräuchten wir logisch eine Beschreibungssprache, die reicher ist als das Deutsche. Darauf will ich aber nicht rumreiten.

Zum eigentlichen Thema, der Frage, ob der Genitiv heißt: „Walters von der Vogelweide“ oder „Walther von der Vogelweides“ hat Zifonun (2001) mich angeregt. Es ist ein Zweifelsfall der deutschen Grammatik. Zweifelsfälle sind für meine Zwecke attraktive Argumente, weil sie beim Grammatiker vielleicht schon Zweifel gesät haben an seinen Methoden. Oder? Schiebt er alle Probleme auf die Sprecher?

Stellen wir uns vor, wir wollten hierzu einen Grammatikparagrafen verfassen. Wie gingen wir da vor? Ist das Deutsche nicht schon grammatisch gefasst? Es gibt lange und kurze Grammatiken, praktische und theoretische, für verschiedene Adressaten, für verschiedene Zwecke. Wenn Sie eine Gramma-



tik schreiben, finden Sie so viel vor. Und alles ist irgendwie gut und brauchbar. Das Meiste stimmt. Meint der Grammatiker. Alles ist doch gut erfasst. Hat er da schon die grammatische Brille auf?

Für unsern Fall aber bekommen wir Fehlanzeige in: Eisenberg (2003), Engel (2004), Helbig/Buscha (2001), Hentschel/Weydt (2003), der dicken IDS-Grammatik (Zifonun u. a. 1997) und in allen von Heringer. Da wird man schon etwas unsicher. Gibt es die Antwort vielleicht unter anderem Terminus? In anderer Kategorisierung?

Fündig werden wir in: Erben (1980); Jung (1990); Weinrich (2005) und in der Dudengrammatik. Gehen wir mal zu Duden 1998, § 415. Ich werde die Formulierungen beiläufig kommentieren.

Von mehreren Namen wird nur der letzte [...] dekliniert:  
Gotthold Ephraim *Lessings* Werke

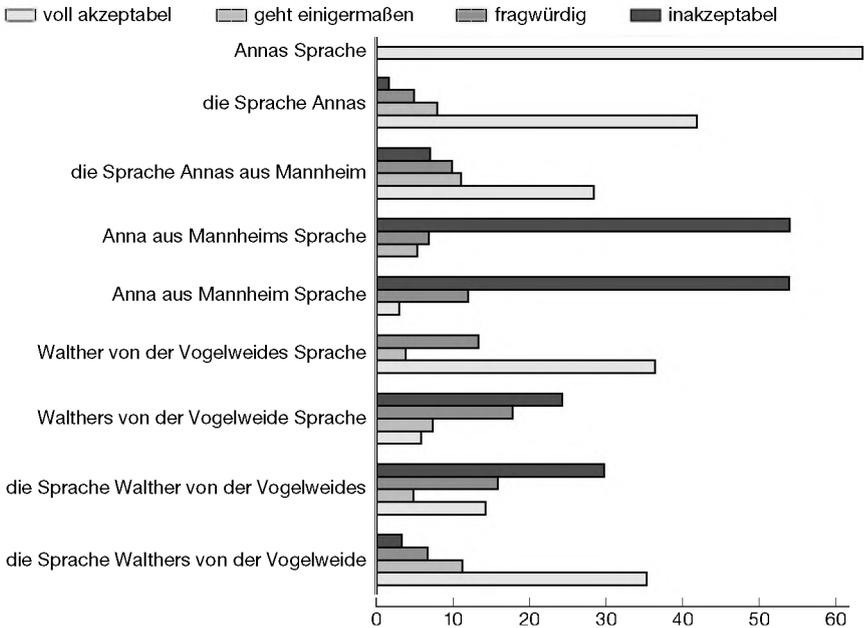
Bei Jung (§ 663) heißt es: „[...] bei mehreren Namen einer Person erhält nur der letzte eine Endung.“ Das macht ja wohl schon einen Unterschied. Vor allem: Wie wird denn so ein Eigennamen dekliniert? Es geht doch nur um das Genitiv-*s*. Auch bei Jung ist die Formulierung viel zu weit und dazu noch unterterminologisch. Welche Formulierung stimmt? Wie „mehrere Namen“ zu verstehen ist, wird nur durch das Beispiel gezeigt.

Weiter Duden:

Wenn vor dem Familiennamen eine Präposition (*von, zu, van, de, ten*) steht, dann wird heute gewöhnlich der Familienname gebeugt:  
Wolfgang von *Goethes* Balladen

Ist der Familienname jedoch noch deutlich als Ortsname zu erkennen, dann wird der Vorname gebeugt:  
die Lieder *Walthers* von der Vogelweide

Bei Jung heißt es: „Wird der Beiname noch deutlich als Ortsname empfunden [...].“ Beide Regeln verlagern die Antwort in kaum verfizierbare Formulierungen: Was soll es heißen, dass der Ortsname noch zu erkennen ist. Für wen? Für den, der es so macht. Ein zirkulärer Joker. Und für Jung gilt das Gleiche: „empfunden“ klingt so wie manche Verlegenheitsregeln der Orthographie zur Zusammen-und-Getrennt-Schreibung. Außerdem scheint suggeriert, dass



(Abbildung nach Zifonun 2001, S. 4)

*von der Vogelweide* so etwas ist wie *von Goethe*, was sicher nicht korrekt ist. Auch die Rede von Familienname ist recht diffus, bei Jung ist von Beinamen die Rede. Soll das das Gleiche sein? Wie geht das, dass jemand den Familiennamen als Ortsnamen empfindet? Empfindet er den Ausdruck als beides zugleich? Oder sagt der Grammatiker: Es ist ein Familienname und der Sprecher glaubt, es sei ein Ortsname. Sehr eigenartig.

Weiter Duden:

Steht jedoch der Ortsname unmittelbar vor dem dazugehörenden Substantiv, dann wird immer häufiger der Ortsname gebeugt:

Wolfram von *Eschenbachs* Parzival

Da taucht plötzlich ein historisierendes Element auf (ebenso in dem „heute“ weiter oben). Könnte sich der Nutzer nun entscheiden, ob er so wie früher oder lieber modern reden sollte? Die Grundfrage ist aber: Worauf stützt sich diese Behauptung? Von Empirie nichts zu sehen. Die unterschiedlichen Regelformulierungen und die Platzierungen werfen schon ein erstes Licht auf die Komplexität und die Mühen und Gefahren des Fassens. (Auch die schönen stilistischen Varianten: Mal „dekliniert“, mal „gebeugt“.) Fazit auf jeden Fall: Alle sind sich darin einig: Es heißt „Walthers von der Vogelweide“. Also doch kein Zweifelsfall? Oder ist diese Regel ein Artefakt der Grammatiker? Was tun wir jetzt?

Zifonun hat gute Vorarbeit mit ihrer anregenden Befragung geleistet. Sie hat Kollegen befragt, wahrscheinlich, weil sie genügend im Hause hatte. Eine

charmante Idee: Linguisten als superkompetente Sprecher? Wir sollten uns das Ergebnis anschauen, wir sind ja alle Linguisten.

Da fällt uns Einiges auf: Die Beurteilung von „die Sprache Annas“ ist für mich erstaunlich. Ich vermute, dass die Befragten nicht unterschieden haben zwischen grammatischem Urteil und irgend welchen anderen Kriterien. Also müsste man die Befragten wohl vorher auf die Fragestellung trainieren. Es waren aber Linguisten! Ganz erstaunlich finde ich dann das Ergebnis für „die Sprache Annas aus Mannheim“. Leider fehlt hier die Variante „Annas aus Mannheim Sprache“, die vielleicht präferiert würde. Wenn man die Bewertung der beiden nachfolgenden Alternativen (?) betrachtet, müsste man sonst meinen, man könne das gar nicht ausdrücken. Methodisch wird hier ein weiteres Problem von Befragungen sichtbar. Ich glaube, es handelt sich um ein Befragungsartefakt. Entweder ein Problem der Anleitung oder der Reihenfolge? Es könnte sich um einen Priming-Effekt handeln, den ich hier zeige, indem ich die Reihenfolge etwas verändert habe.

Nach diesem Warm-up kommt die Umfrage zur Sache. Das Bild ist auf jeden Fall nicht so, dass man eine Regel klassischer Art formulieren könnte. Klar ist, dass „Walther von der Vogelweides Sprache“ von keinem Probanden für inakzeptabel gehalten wird. Die These, dass die Flexion stellungssensitiv sei, die öfter angeführt wird und anscheinend auch den Befragungsbeispielen hinterlegt ist, bestätigt sich im Kontrast der Beispiele 6 und 9 in der Grafik. Tendenziell, auch keine klare Regel. Die beiden wären dann komplementär und die Tendenz vielleicht, dass das Flexiv möglichst nahe beim Kern stehen sollte. Vielleicht würde sich auch ein Vergleich mit der Phrasenflexion des Englischen lohnen (*the queen of England's hat*, schon Bloomfield 1933, S. 178). Das wär doch schon etwas mehr als die schlichten Grammatiker-Behauptungen.

Befragungen sind problematisch, das wissen wir:

- Sie sind extrakommunikativ, auf Sprachreflexion angelegt.
- Sie laufen mehr oder weniger kontextlos.
- Sie erzeugen einen eigenen Kontext, so entstehen Priming-Effekte.
- Sie appellieren an die sprachliche Vorstellungskraft.
- Sie sind abhängig von der Dissonanztoleranz der Probanden.
- Sie werfen die Frage auf: Wie viel Probanden braucht es?

Vor allem sind Befragungen begrenzt durch die Fragestellung (wir müssten eigentlich mehrere erproben) und sie generieren Anschlussbefragungen. Hier wirkt sich zum Beispiel eine Vorgefasstheit der Fragestellung von vornherein aus. Als Genitiv wurde nur der synthetische in Betracht gezogen (in manchen Grammatiken firmiert das Ganze sogar unter Genitiv-s). Aber vielleicht würden Sprecher den ablehnen, weil er für sie hier gar nicht in Frage kommt. Sie vermeiden ihn, weil er für sie problematisch ist. Also eine Flut von Befragungen?

Ich finde eine andere Empirie attraktiver. Und auch dazu kann ich mich dankenswerterweise auf Vorarbeiten stützen. Es ist eine Korpusrecherche von Strecker (2006) aus GRAMMIS ([http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v\\_typ=f&v\\_id=18](http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v_typ=f&v_id=18)).

Walthers von der Vogelweide	19	Walther von der Vogelweides	5
Hartmanns von Aue	3	Hartmann von Aues	6
Wolframs von Eschenbach	5	Wolfram von Eschenbachs	27
Hildegards von Bingen	23	Hildegard von Bingens	45
Ottos von Habsburg	16	Otto von Habsburgs	31
Herberts von Karajan	0	Herbert von Karajans	237
Achims von Arnim	0	Achim von Arnims	21
Heinrichs von Kleist	3	Heinrich von Kleists	217
Johann Wolfgang von Goethe	0	Johann Wolfgang von Goethes	132

(Abbildung nach Strecker 2006)

Die Recherche ist etwas zielführender angelegt, die Anzahl der Funde ist hinter dem Beispiel gegeben. Als Grammatikschreiber stehen wir nicht oft vor solchen Daten. Ja, vielleicht versuchen wir es schon mal mit der Belegmethode, mit der wir in Korpora nach Belegen für eine vorgefasste Meinung suchen, was dann als empirisch belegt gelten soll. Aber wie gehen wir hiermit um? Bei der Präsentation dieser Daten auf der Tagung „Deutsche Sprachwissenschaft in Italien“ 2008 in Rom reagierte ein Kollege neben mir schnell normativ: „Es heißt doch ...“ Vielleicht hätte er nicht Linguist werden sollen. Die normative Reaktion ist Ausdruck einer Überzeugung und von Hilflosigkeit.

Was steckt hinter einem solchen Bild? Als Grammatiker vermuten wir erst mal, dass es eine differenziertere Regel gibt. Das ist forschungsstrategisch vernünftig. Unser Ziel wäre, für jeden der belegten Fälle Merkmale zu finden, die ihn als Instanz einer homogenen Regel bestimmen könnten. Eine immense Aufgabe. So würden wir hier erst mal 16 Baustellen aufmachen und wir kämen schnell noch auf interne Differenzierungen! Vielleicht schaffen wir aber auch kluge Zusammenfassungen.

Was fällt hier auf? Was wären erste Vermutungen? Und was würde ich weiter tun? Einige Anschlussfragen wären:

- Wie häufig kommt die Phrase in anderen Kasus vor? Wie häufig überhaupt?
- Wie häufig kommt der Vorname allein vor? „Relativ zum komplexen Personennamen“. Und da muss man erkennen, dass es immer um unseren Walther gehen sollte. Ein Auftrag für den Rechercheur, der viel Intelligenz erfordert.

- Wie sehen die Bestandteile jeweils aus?
- Können wir erkennen, ob es sich um einen Ortsnamen handelt?
- Inwiefern ist *Vogelweide* analog zu *Eschenbach*? Es gibt ja offenkundige Unterschiede beim Artikel, beim Genus und der Flexion. So hat (im Gegensatz zu *Eschenbach*) *Vogelweide* gar keinen *s*-Genitiv. Also muss das -*s* usurpativ erklärt werden, was sicher für Phrasenflexion sprechen würde.
- Wer spricht jeweils? Was soll kommunikativ bewirkt werden? Es ist ja klar, dass Spezialisten und solche, die als welche gelten wollen, sich mit dem Vornamen allein begnügen.

Dann bekommen wir es noch mit ganz äußerlichen Fragen zu tun: Liegt etwa ein Lapsus vor, ein Schreibfehler (*Walter* statt *Walther*)? Nach welchen Kriterien entscheiden wir das?

Und nicht zu vergessen: Unsere Suchbrille. Die Suche nach einem bestimmten Genitiv kann in die Irre leiten. Es wird nicht nur der *s*-Genitiv versucht, sondern auch der analytische verwendet. Von 309 Belegen aus dem IDS-Korpus sind etwa 53 *von*-Phrasen. Das wäre eine Alternative, obwohl sie ein stilistisches Gschmäckle hat, für mich.

Viel zu tun und viele, viele Ergebnisse und Regularitäten. Defätistisch aber wäre: Einzelne Sprecher machen es so, andere machen es so, ohne dass es einen sprachlichen Grund gibt. Das werden wir nie beweisen können und haben es auch nicht untersucht. Nicht unüblich wäre: Es handelt sich um regionale, soziale, stilistische Varianten. Also auch nur ein äußerlicher Grund? Solche Joker verbieten sich dem seriösen Wissenschaftler. Er muss wie Sysiphus immer weitermachen.

Letztlich kommen wir zu dem Schluss: Sprache ist eben nicht in der Art regulär, wie Grammatiker sich das vorstellen. Sprecher denken und sprechen vielleicht in anderen Kategorien, nach anderen Kriterien. Etwa Assoziationen, Analogien usw. Das wäre ja nach dem genetischen Sprachverständnis plausibel.

Wie wäre es, wenn wir in der Grammatik nicht sagen würden, wie es ist, sondern wie man es sehen kann? Sprecherperspektive in der Grammatik. Das wäre vielleicht ein Novum. So würde vielleicht auch ein Licht auf den dynamischen Charakter der Sprache geworfen und auf den permanenten Wandel. Wir könnten Anlass und Wege des Wandels besser verfolgen.

Ein erstes Fazit lautet: Bei der Korpusanalyse geht es uns ähnlich, wie bei Befragungen: Es stellen sich gleich weitere Fragen.

- Es gibt naheliegende, vielleicht leicht zu beantwortende und schwieriger zu beantwortende. Etwa welcher *Walther* ist gemeint?
- Es gibt fernliegende.
- Es gibt welche, die erst in der interaktiven Arbeit und durch diese Arbeit auftauchen (der kreative Aspekt interaktiver Korpusarbeit).

Alle aber wollen wir, wenn es denn geht, über das Korpus beantworten. So kommen wir immer tiefer hinein, bis zum einzelnen Text. Mindestens. Und weil der Text allein nicht spricht, kommen wir wieder bis zu uns, bis zu mir. Denn wir sind uns nicht einig (sag ich mal so). Wir stehen bei Regelformulierungen vor dem Problem der fraktalen Geometrie: Wie lang ist die Küste Englands? Es ist eine Frage der Granularität. Auf einer Karte kann ich sie abrädeln und je größer der Maßstab, umso länger wird sie. Ich könnte sie mit dem Auto abfahren oder mit dem Radel, da würde sie noch länger. Ich könnte sie ablaufen, mit der Lupe bekucken, jedes Sandkorn, jedes Felseneckchen. Wahrscheinlich wäre sie dann dreimal so lang.<sup>1</sup>

Wollen wir jetzt noch unseren Paragraphen schreiben? Wie dick würde die Grammatik? Wer sollte sie kaufen? Wer gar lesen?

Könnten wir den Paragraphen überhaupt noch schreiben? Rein grammatisch bestimmt nicht, was immer das heißt. Wir brauchen eine kommunikative Analyse, Stil, Semantik, alles brauchen wir. Und wir kämen eben nicht zu Ende.

Jetzt könnten wir einsichtig werden und bescheiden. Wir sehen vielleicht das linguistische Vorgehen auch mit anderen Augen. Mit Recht: Wissenschaftler wollen Komplexität reduzieren. Sie müssen es. Ich meine nicht, dass die Linguisten die Sprache vereinfachen wollen. Sie wollen tiefere, einfachere Strukturen entdecken und formulieren, sagen sie. Sie sind der Überzeugung: So komplex wie es oberflächlich aussieht, kann Sprache nicht sein. Zum Beispiel glauben sie, dass Sprecher sonst die Sprache nicht beherrschen könnten. Was aber wissen wir schon über die Komplexität oder Struktur unserer Fähigkeiten? Und vor allem, was wissen wir schon über die sprachlichen Fähigkeiten so vieler Sprecher? Über 100 Mio. Wenn wir Sprachen und Sprachwandel genetisch betrachten, dann ist die bestehende Uniformität schon ein Wunder. Was vollständige Uniformität wäre, vermag ich nicht zu sagen.

Das Beste ist: Wir lassen die Grammatikschreibung so weiter laufen. Wir wissen ja, dass alles unvollständig ist, dass alles durch eine theoretische Brille gesehen wird. Dass Grammatiken (wenigstens in der Einbildung) durch praktische Zwecke bestimmt sind. Und wir wissen, dass die Darstellungen nicht stimmen. Und dennoch ergibt sich hieraus eine gewisse Aufklärungspflicht. Es genügt eben nicht, dass wir das wissen. Denn jede Grammatik wird normativ genutzt. So wie der Rechtschreib-Duden auch der Grammatik-Duden und alle ändern. Als Linguisten sollten wir uns immer auch mit sprachlicher Aufklärung befassen.

<sup>1</sup> Ich erlaube mir hier, entgegen dem Vortragsstil, eine Anmerkung: Ich hab lange nachgedacht über die Verwendung von „großer Maßstab“ und „kleiner Maßstab“. Da scheint es eine ähnliche Unsicherheit zu geben wie bei der Frage, ob es nach der Zeitumstellung jetzt früher oder später ist. Bemerkenswert finde ich, was dann Spezialisten an Inkonsistenz produzieren, die den Maßstab noch zusätzlich von der Größe des Objekts abhängig machen wollen ([http://de.wikipedia.org/wiki/Ma%C3%9Fstab\\_\(Kartografie\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Ma%C3%9Fstab_(Kartografie)))).

Ich bin zwar kein Korpuslinguist, aber aus meiner jahrelangen Arbeit mit Korpora hab ich eine Überzeugung entwickelt. Korpora sollten die empirische Basis unserer Untersuchungen bilden, unsere Quellen. Aus den Korpora sollten wir alles rausholen und wir sollten möglichst nichts reinstecken, nichts an linguistischem Wissen verstecken. Alles linguistische Wissen sollte so operationalisiert werden, dass die automatisierte Anwendung des Wissens tatsächlich die erdachten Ergebnisse bringt. Das wäre die wissenschaftstheoretische Nagelprobe.

Selbstverständlich ein Ideal. Die Komplexität der Materie und unsere beschränkten Fähigkeiten lassen es unerreichbar. Aber das ist normal bei Idealen. Dennoch können sie uns leiten.

Die interaktive Untersuchung von Korpora ist lehrreich. Man kann viel sehen und sich phänomenologisch bilden, sich ein bisschen wittgensteinianisch verhalten nach dem Motto: Denk nicht, sondern schau! Aber die interaktive Recherche ist vielleicht noch bescheiden. Obwohl: Immer auch lehrreich außerhalb des Gesuchten. Erweitert den linguistischen Horizont. Mehr noch: So bin ich bei Walther nostalgisch hängen geblieben. „Unter der Linden“. Meine Jugendliebe. Linguisten sind offenbar auch nur Menschen!

Zweckgerichtete interaktive Recherche ist *mind opening*, war mir aber eigentlich immer zu viel Arbeit. Ich wollte die Maschine arbeiten lassen. Das ist wunderbar. Aber viel unbescheidener: Algorithmen entwickeln, sie tentativ auf Korpora anwenden, die Ergebnisse beurteilen, die Algorithmen verbessern. Ich sehe ein, dass wir da in Sachen Grammatik vielleicht noch nicht weit sind. Aber ich hab keinen Zweifel, dass wir so grammatische Strukturen rausholen könnten. Daten und Methode. Das wär meine Botschaft. Es gibt auch die Liebe zum Detail. Nun glauben Sie bitte nicht, ich sei der gute Rat-schläger, der Ihnen Ihre Aufgaben zuteilt. Diese Sorte war mir immer verhasst so wie die, die die Defizite aufzählen. Drübersteher, die sich nur selbst rausstreichen wollen.

Auf keinen Fall darf unserer Teilresignation die Achtung vor den Daten geopfert werden. Darum wäre mein Slogan: „Beendet den langen Marsch durch die Intuitionen! Korpora intelligent nutzen!“

Das gilt auch für die Grammatik.

## Literatur

- Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.
- Duden (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Hrsg. und bearb. von der Dudenredaktion. Mannheim u.a. (Der Duden in 12 Bänden, Bd. 4).
- Eisenberg, Peter (2003): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Band 2: *Der Satz*. 3., durchgesehene Auflage. Stuttgart.
- Engel, Ulrich (2004): *Deutsche Grammatik*. Neubearbeitung. München.
- Erben, Johannes (1980): *Deutsche Grammatik*. Ein Abriss. München.
- GRAMMIS, <http://hypermedia.ids-mannheim.de/grammis/>.

- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin u. a.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (2003): Handbuch der deutschen Grammatik. 3. Auflage. Berlin u. a.
- Heringer, Hans Jürgen (1989): Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen. Frankfurt a. M.
- Jung, Walter (1990): Grammatik der deutschen Sprache. 10. Auflage. Mannheim/Leipzig.
- Strecker, Bruno (2006): *Walthers von der Vogelweide* oder *Walther von der Vogelweides* – Komplexe Eigennamen im Genitiv. In: Grammatik in Fragen und Antworten. [http://grammis2.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v\\_typ=f&v\\_id=18](http://grammis2.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v_typ=f&v_id=18).
- Weinrich, Harald (2005): Textgrammatik der deutschen Sprache. 3. Auflage. Hildesheim u. a.
- Zifonun, Gisela u. a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin.
- Zifonun, Gisela (2001): Eigennamen in der Narrenschlacht. Oder: Wie man Walther von der Vogelweide in den Genitiv setzt. In: Sprachreport 3/01, S. 2–5.